292
N27k

UNIVERSITY OF
ILLINOIS LIBRARY
AT URBANA-CHAMPAIGN

Digitized by the Internet Archive
in 2018 with funding from
University of Illinois Urbana-Champaign Alternates

https://archive.org/details/diekrosussageein00nebe

Zum Geheimnis [illegible]
in dankbarer [illegible]

Sonderabdruck

Lbz. 14.X.03. 1.2.

aus den

Preußischen Jahrbüchern

herausgegeben

von

Hans Delbrück.

Band 113, 3. Heft.

LIBRARY
UNIVERSITY OF ILLINOIS.

Berlin
Verlag von Georg Stilke.
1903.

Diese Sonderabdrücke der „Preußischen Jahrbücher"
sind käuflich nicht zu haben,
sie werden in kleiner Anzahl nur für die Verfasser hergestellt. Jedoch kann das betreffende Heft der „Preußischen Jahrbücher", dem der Aufsatz entnommen ist, durch den Buchhandel zu 2 Mk. 50 Pf. bezogen werden.

Inhalt des Julihefts 1903 (46. Jahrgang, 3. Quartal, 1. Heft) der „Preußischen Jahrbücher“:

Dr. Otto Schroeder, Professor in Berlin: Vier Gebote.

Dr. Karl Budde, Professor an der Universität Marburg: Wilhelm Stahausen. Ein Vortrag.

Gustavo Sacerdote, Berlin: Giosuè Carducci.

Dr. Friedrich Koepp, Professor an der Universität Münster: Aristot und Alexander.

Dr. Borée, Pastor zu Heiligenrode (Grafschaft Hoya): Mittelalterlich Menschen.

Dr. W. Hasbach, Professor an der Universität Kiel: Aus dem französischen Hochschulunterricht. Reisestudie.

Notizen und Besprechungen.

Philosophie. Dr. Ferdinand Jakob Schmidt, Berlin: Dr. Carl Michaelis, Wörterbuch der philosophischen Grundbegriffe.

Reisen. Dr. Paul Rohrbach, Berlin: Dr. phil. et jur. Hugo Grothe, Auf türkischer Erde.

Geschichte. Dr. Friedrich Luckwaldt, Privatdozent an der Universität Bonn: Felix Salomon, William Pitt. — D.: Luxemburg 1871.

Literatur. Dr. Theodor Matthias, Zwickau i. S.: Replik.

Politische Korrespondenz.

Dr. Paul Rohrbach, Berlin: Ein geheimes Protokoll des russischen Reichsraths über die Finanzen.

D.: Der Königsmord in Serbien. Oesterreich-Ungarn. Die deutschen Wahlen.

Inhalt des Augustheftes 1903 (46. Jahrgang, 3. Quartal, 2. Heft) der „Preußischen Jahrbücher“:

Harry A. Fiedler, New-York: Das amerikanische Unterrichtswesen.

Georg Jaeger, Oberlehrer, Neuwied: Die politischen Ideen Luthers und ihr Einfluß auf die innere Entwicklung Deutschlands.

Dr. Karl Camillo Schneider, Privatdozent der Zoologie an der Universität Wien: Vitalismus.

Dr. Paul Schubring, Berlin: Die Natur in der Kunst.

Notizen und Besprechungen.

Philosophie. Dr. Anton Korwan, Homburg v. d. H.: Ziegler, Das Wesen der Kultur.

Literatur. Lic. Professor A. Metz, Hamburg: Bastier, La mère de Goethe.

Staatswissenschaften. Delbrück: Sombart, Der moderne Kapitalismus. — Die deutsche Volkswirthschaft im Neunzehnten Jahrhundert. — Dr. Paul Rohrbach, Berlin: Morawitz, Die Türkei im Spiegel ihrer Finanzen. — Lepsius, Ex Oriente Lux. Jahrbuch der deutschen Orient-Mission.

(Fortsetzung siehe Seite 3 des Umschlages.)

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS.
292
N27k

Die Krösussage.

Ein Stück Religionsgeschichte.

Von **A. Nebe.**

„Freilich, wenn ich den Glauben an göttliches Walten erfasse,
schwindet Angst und Qual.
Aber der gläubige Wunsch, eine waltende Vorsicht zu finden,
scheitert, sobald ich das Thun und das Leiden der Menschen betrachte.

Heute so, morgen so
wechseln der Menschen Geschicke
ohne Frieden, ohne Rast."

In diesen erschütternden Worten hat Euripides den die Menschenseele in ihren geheimsten Tiefen erregenden Kampf um den Glauben an eine allwaltende göttliche Gerechtigkeit geschildert. Das Kind einer naiven Zeit sucht und findet wohl Gott in der Geschichte, der großen, die das gewaltige Auf und Ab in dem Völkerleben schildert, und der kleinen, die sich um die Schicksale der Einzelnen kümmert, und auch in fortgeschrittener Zeit glaubt der Mensch auf der Entwicklungsstufe des Kindes unbefangen seinen Märchen, die ihm den endlichen Sieg und Triumph der Guten über alle Tücke und Ränke der Bösen zeigen. So äußert sich mit der Kraft eines Naturgesetzes das Kausalitätsbedürfniß, das ordnende Gedanken in die verworrene und verwirrende Masse der Erfahrungen bringen möchte, das einen inneren Zusammenhang fordert zwischen Menschenschuld und Menschenschicksal. Aber dann kommt ein furchtbarer Augenblick, das Kindesauge wird sehend und bebt zurück vor dem Anblick; es sieht:

„ohne Wahl zuckt der Strahl"

und erkennt:

„Auch so das Glück
Tappt unter die Menge,
Faßt bald des Knaben
lockige Unschuld,
Bald auch den kahlen
schuldigen Scheitel."

p32042

Und nun zerren an dem Menschenherzen die krassen Widersprüche zwischen Schicksal, Schuld und Lohn, seine Ruhe ist hin, und friedlos sucht es nach der schönen Harmonie von früher. Die bequeme Weltanschauung, die eine Lösung aller Räthsel des irdischen Daseins enthielt, liegt rettungslos zertrümmert am Boden, und es gilt eine neue zu zimmern, die das nach Wahrheit und Klarheit ringende Herz befriedigt.

Goethe hat uns berichtet, wie für sein Glaubensleben die Schreckenskunde von dem Erdbeben von Lissabon eine furchtbare Erschütterung und den entscheidenden Wendepunkt bedeutete, und in großen Dichtungen verschiedener Zeiten und Völker spiegelt sich der immer wieder erneute Versuch der Menschheit, den wankenden Glauben an die allwaltende göttliche Gerechtigkeit allen dunklen Führungen und Erfahrungen zum Trotz wieder aufzurichten. So läßt der Sänger des alten Bundes seinen frommen Hiob aus den gewaltigen Versuchungsleiden siegreich hervorgehen, die aus den tiefen Qualen Leibes und der Seele aufsteigenden Zweifel überwinden und sich trösten mit der Unerforschlichkeit der Wege Gottes, der doch schließlich alles wohl hinausführt. Und wenn Aeschylus in seinem gefesselten Prometheus den grausam bestraften Menschenfreund, den Bringer des Feuers, in seinen unsagbaren Qualen trotzig die ungerechten Himmelsmächte höhnen läßt, so geschieht das doch nur, um in dem letzten Stück der großen Trilogie die Lösung des Dulders durch Zeus' eigenen Sohn zu schildern und die Majestät des gnädigen Weltenherrschers und die tiefe Weisheit seiner Rathschlüsse in so strahlendem Glanze zu zeigen, daß der herausfordernde Trotz und das ungemessene Selbstgefühl des Titanen gebrochen wird. Und schließlich ist auch der Faust in seiner Vollendung nichts anderes als eine gewaltige Theodicee, eine Rechtfertigung der göttlichen Vorsehung. Den Schlüssel zum Ganzen bietet der Prolog im Himmel: da nennt der Herr Faust seinen Knecht, obwohl er weiß, daß er ihm weitab von den Bahnen der Frommen „in besonderer Weise" dient; sieht Mephisto in Fausts wildem, unruhigem Streben nur ein Drängen auf seine Bahn, so erkennt der Herr darin ein Grünen, das auf künftige Blüthe und Frucht weist:

„Wenn er mir jetzt auch nur verworren dient,
So werd' ich ihn bald in die Klarheit führen."

Und diese Verheißung erfüllt sich am Schluß. Verworren bleibt zwar Fausts Dienst, um das Drüben kümmert er sich nicht, aber

rastlos und selbstlos wirkt er auf dieser Erde, darum entreißen die Engel Mephisto seine Beute und verkünden den tröstenden Rathschluß göttlicher Gnade:

„Wer immer strebend sich bemüht,
den können wir erlösen."

Es ist ein gewaltiger Schritt von der schlichten Frömmigkeit eines Hiob zu dem titanenhaften Ringen des Prometheus und faustischem, unstillbarem Thatendrang, haben doch weit von einander getrennte Epochen und verschieden geartete Stämme in diesen Helden ihre Ideale verkörpert, aber das gestellte Problem und die gegebene Lösung ist die gleiche: für echt menschliches Heldenthum, in so verschiedenen Farben es schillert, wird göttliche Belohnung erwartet und gegeben.

Auch die Krösussage, oder besser gesagt, die Krösussagen enthalten Versuche, unbegreifliche Menschenschicksale mit dem Walten einer göttlichen Gerechtigkeit in Einklang zu bringen; sie sind Schöpfungen eines Volkes, in dem frische poetische Erfindungskraft mit ernster, philosophischer Neigung und tiefem, religiösem Bedürfniß sich in wunderbarster Weise gepaart hat. Darum verlohnt es sich wohl, aus der Gegenwart und der Fülle der großen Fragen, die sie auf allen Gebieten bewegen, Rückschau zu halten in eine uralte Vergangenheit und ein scheinbar ganz eng umgrenztes Problem. Ein kurzes Stück Religionsgeschichte wird dabei zugleich an dem geistigen Auge vorübergehen, das uns das Griechenthum im heißen Ringen nach einer harmonischen Weltanschauung zeigt.

Denn eine furchtbar schrille Disharmonie war es, die den Anstoß zu all den Sagenbildungen gab, die sich gar bald um die Gestalt des Lyderkönigs rankten. Unerwartet war im Jahre 546 das gewaltige lydische Reich in jähem Sturz zusammengesunken und der reiche, fromme Krösus, in seinem felsenfesten Glauben an heilige Orakelsprüche schnöde enttäuscht, von seiner stolzen Höhe hinabgestoßen. Eine tiefe Erschütterung ging durch das ganze griechische Volk, dessen Interessen seit lange schon aufs Engste mit dem Reiche von Sardes verwachsen waren, und dessen Orakelheiligthümer jüngst erst die kostbarsten Weihgeschenke von des Königs milder Hand empfangen hatten. Um so tiefer mußte die Erregung sein, als das Lyderreich die erste Großmacht war, die das in unendlich viele Stämme und Stadtgemeinden gespaltene Griechenland aus eigener Anschauung kennen und bewundern gelernt hatte, ja als unüberwindlich anzusehen geneigt war. Staunend

hatte man zu dem Volke aufgeschaut, das durch kriegerische Tüchtigkeit, große Kunstfertigkeit und durch den natürlichen Reichthum seines Landes gleich ausgezeichnet war. Für den Reiterkampf und die militärische Flötenmusik sah man in den Lydern unübertreffliche Vorbilder. Die Kunst, Wolle zu weben und zu färben, hatten die Griechen wohl von ihnen übernommen, aber die kurzgeschorenen lydischen Teppiche bewahrten ihren alten Ruhm; vor Allem aber bildete der Goldsand des Paktolos und die Gruben des Tmolos eine schier unerschöpfliche Quelle des Reichthums und zugleich ein ausgiebiges Thema der Bewunderung. So war es nur natürlich, daß die Hauptstadt, das goldene Sardes, als der Gipfel alles erdenkbaren Glanzes und irdischer Macht erschien. Gerade von den Lehmhäusern der Unterstadt mit ihren schlichten Schilfdächern mußte sich ja der glänzende und gleißende Prunk des Königspalastes auf dem steilen Burgfelsen am Paktolos nur um so auffallender abheben, von dem der entzückte Blick weit über das blühende Thal des Hermos ins Land reichte.

Seit dem sagenberühmten Gyges hatte sich die Macht der Landesfürsten durch mehrere Generationen hindurch in aufsteigender Linie bewegt: trotz der verschwenderischen Prachtliebe der Könige vermochten ihre Schatzkammern kaum die Fülle der zuströmenden Reichthümer zu fassen; mit zäher Ausdauer hatten diese allmählich fast ganz Kleinasien ihrer Herrschaft unterthänig gemacht, und durch die Verschwägerung mit den Mederkönigen und die freundschaftlichen Beziehungen zu Babylon schien eine noch glänzendere Zukunft verbürgt, als Krösus 560 den Thron bestieg.

Stand er auch hinter seinem Vater zurück an kühnem Wagemuth und Weite des politischen Blickes, so verdunkelte doch sein Ruhm in den Augen der Griechen bald die Namen seiner Vorgänger, und das verdankte er vor Allem seiner Frömmigkeit. Mit besonderer Inbrunst hatte er die Beziehungen zu Apoll in Delphi gepflegt, in dem die Lyder ihren Sonnengott Sandon wiedererkannten, und dessen Spruch einst seinem Ahnherrn Gyges den gewaltsam errungenen Thron gesichert hatte. Noch in späterer Zeit standen die Griechen voll ehrfürchtigen Staunens vor dem kostbaren Weihgeschenk des Krösus, einem goldenen Löwen von 10 Talent Gewicht, der auf einem mächtigen Unterbau von goldenen Plinthen ruhte und trotz aller Beschädigungen noch den späteren Geschlechtern Kunde von des Königs dankbarer Frömmigkeit gab. Und seltsam genug klang die Mär, die man von diesem Löwen er-

zählte; um die Gunst Apollos zu gewinnen, habe Krösus einen gewaltigen Holzstoß errichten lassen, mit Gold und Silber überzogene Ruhebetten, goldene Schalen, Purpurmäntel und Gewänder aus dem königlichen Schatz seien darauf gelegt und dreitausend Opferthiere aller Art dazu geopfert worden, alle Lyder hätten sich auf des Königs Geheiß mit reichen Gaben an dem Opfer betheiligt und das durch das Opferfeuer geheiligte und geläuterte Gold sei dann zu dem prächtigen Kunstwerk verarbeitet worden.

Wir können uns denken, welche Rückschlüsse man von diesem und ähnlichen Weihgeschenken auf die unermeßliche Pracht und Macht des frommen Königs machte. Wir begreifen es auch, weshalb das delphische Orakel ihn unbedenklich ermuthigte, als er, mit Kriegsrüstungen gegen die rasch emporgewachsene Persermacht beschäftigt, seinen Rath einholte. Aber das Unerwartete geschah: der Angriffskrieg des Krösus scheiterte kläglich, die politischen Verbindungen versagten, die Kriegstüchtigkeit seiner Truppen unterlag dem feurigen Ungestüm der Perser. Nach einer unentschiedenen Schlacht jenseits des Halys zog sich Krösus ins eigene Land unter den Schutz der Mauern von Sardes zurück; und hier erfolgte mit überraschender Schnelligkeit ein zweiter Zusammenstoß, der den König zwang, sich in die Hauptstadt zu flüchten. Die für unüberwindlich geltende Burg glaubte er leicht halten zu können, bis der eilig entbotene Ersatz der verbündeten Fürsten anrücke. Aber auch diese Hoffnung trog, in kühnem Handstreich ward die Burg genommen, und Krösus selbst fiel in die Hände des Siegers, und wenn ihm auch Schonung zu Theil ward, so war doch seine Macht für immer dahin.

Schlag auf Schlag hatte sich unerbittlich ein grausames Schicksal vollzogen, das geradezu als ein Hohn gegen das Walten gerechter Götter erscheinen mußte. Was hatte nun seine opferfreudige Frömmigkeit dem Krösus genützt? Wo war die Hilfe der Götter geblieben? Hatten sie nicht gar ein schnödes Spiel mit ihm gespielt und den Vertrauensseligen hämisch ins Verderben gelockt? In jahrhundertelangem Ringen hatte der griechische Geist eine reinere, sittlichere Auffassung des Wesens und Thuns der Götter erreicht; aber diese Auffassung schien hier zu Schanden zu werden an den nackten Thatsachen der Wirklichkeit. Vielleicht war es also doch so, wie es die Ahnen gemeint, und wie es der Aberglaube der breiteren Schichten zähe festhielt, daß die unsichtbaren Uebermächte eben nur Mächte seien, die jenseits von Gut und Böse

stehend nach freier Willkür die Lebenszwecke der unglückseligen Sterblichen fördern wie schädigen und verletzen könnten. Ein Zurücksinken in die überwundenen Anschauungen der vormoralischen Religionsperiode schien damit Angesichts der erschütternden Katastrophe in Sardes zu drohen. — Wir kennen die furchtbar qualvolle Zerrissenheit, in die gerade tiefe, religiöse Gemüter in solchen Augenblicken des Zweifels gerathen; wir denken an Parzival, der voll Kummer über das verscherzte Heil und den unverdienten Fluch unstät, gottvergessen und gottverlassen umherstreift, bis in Trevrezents Klause endlich das Dunkel seiner Seele gelichtet wird, oder wir denken an Iphigenie, aus deren reiner Seele in solcher Stunde das entsetzliche Parzenlied emporsteigt, giftigem Nebel vergleichbar, der sich nächtlicher Weile über einem stillen Waldsee lagert. Aber wir wissen auch, es schlummern Kräfte in der Menschenseele, um solche nagenden Zweifel zu überwinden. Für das Griechenthum jener alten Zeit ist es vor Allem die Kraft der sagenbildenden Phantasie, gerade hier gilt ja das Wort Geibels:

„In der Geschichte verschwinden dir oft die Fäden des Schicksals,
Aber des Volkes Gemüth stellt in der Sage sie her,"

ein Wort, aus echt antikem Geist geboren. Durch den unverdienten Sturz des Krösus freigemacht, hat die Sage in immer neuen Gestaltungen sein Geschick mit der Forderung einer göttlichen Gerechtigkeit auszugleichen versucht und die geschichtliche Wirklichkeit unbedenklich aufgeopfert zu Gunsten der inneren Wahrheit.

Ein günstiges Geschick hat uns vor sechs Jahren die älteste Fassung der Sage wiedergeschenkt: aus der Nacht ägyptischer Gräber, die uns so manchen kostbaren Schatz griechischer Literatur bewahrt haben, ist das Büchlein ans Licht gekommen, das uns einen Zeitgenossen und Nebenbuhler Pindars den Keer Bakchylides kennen und schätzen gelehrt hat. Denn kann sich der Sänger auch nicht messen mit Pindar, „dem göttlichen Vogel des Zeus", an Großartigkeit der Diktion und an Tiefe der Gedanken, so ist er doch kein kreischender Rabe, wie die Neider höhnten, ja durch die Glätte der Form, die ionische Schlichtheit des Rhythmus und die leichte Verständlichkeit des Inhalts weiß er sich wie vor Jahrtausenden auch jetzt noch dem Ohr einzuschmeicheln. Wie Pindar hat er in Chorliedern die Sieger in den griechischen Wettspielen verherrlicht. Ein solches Lied sang er nicht ganz 100 Jahre nach dem Sturz des Krösus auf den letzten olympischen Sieg des syrakusanischen

Tyrannen Hieron. Er preist in ihm den Fürsten ob seines Sieges, feiert seine opferfreudige Milde und verspricht ihm dafür im Hinblick auf die Geschicke des alten Lyderkönigs der Götter Belohnung.

„Ja Gotte, Gotte sollt ihr spenden,
dann habt ihr euch den schönsten Schatz gesammelt.
So hat Apollon einst,
des güldnen Bogens Herr,
Als Zeus' Gericht
Der reif'gen Lyder Reich dem Perserheere
Zur Beute gab und Sardes' Feste fiel,
Kroisos gerettet.
Als ihm der Tag erschienen, den er nie
zu schauen gehofft, da wollt' er doch
der Knechtschaft thränenreiche Schmach
nicht dulden. Vor dem Erzpalaste
Ließ er sich einen Scheiterhaufen schichten,
Und sein erlaucht Gemahl, der Töchter Schaar,
Jungfrauen, holden Lockenschmuck
zerraufend unter Wehgeschrei,
bestiegen ihn zugleich. Die Hände
hob er empor zum hohen Firmamente
und rief: „Grausam Geschick,
Wo blieb der Götter Dank,
Apollons Macht?
Wer zählet die Kleinode, wägt die Berge
von Gold, die ihm des Alyattes Haus
nach Delphi sandte?
Und nun? dem Perser dient die Lyderburg
und des Paktolos goldner Strom,
der Perser reißt zu schnöder Lust
die Frauen aus dem Schutz der Kammer.
Süß ward das Bittre mir: Tod ist willkommen."
Er sprach's und winkte dem Habrobates,
das Feuer an den Scheiterbau
zu legen. Hell erklang der Schrei
der Mädchen; ihre Hände streckten
sie in Verzweiflung nach der lieben Mutter.
Der uns ins Auge blickt,
scheint stets der schlimmste Tod.
Rings schlug mit Macht
das lose Feuer auf, als schwarze Wolken
von Zeus gesandt erschienen und die Gluth
der Flamme löschten.
Wo Götterwille wirkt, da zweifl' ich nicht.
Der Delier Apollon hat
sammt seinen holden Frau den Greis
entrückt zu den Hyperboreern.

Dort fand er eine Freistatt. Also lohnte
sich seine Frömmigkeit, da nie ein Mensch
so vieler Weihegaben Zoll
zu Pythos Felsenschlucht gesandt."

(Nach v. Wilamowitz.)

Mit einem Schlage ist hier also die erschütternde Tragödie von Krösus' Untergang zu einem prächtigen Schauspiel mit versöhnendem Schluß umgewandelt. Wirkungsvolle Szenen ziehen an unserem Auge vorüber: der König, ungebrochen durch den Schicksalsschlag, mit seinen Angehörigen auf dem Scheiterhaufen, entschlossen, seinen Fall nicht zu überleben, die höhnende Anklage gegen das ungerechte Schicksal, das letzte Aufflackern der Lebenshoffnung bei den jungfräulichen Töchtern in dem gellenden Verzweiflungsschrei und dann der Triumph göttlicher Gerechtigkeit durch die Erstickung des Brandes und die Entrückung der Frommen aus aller Erdenqual. Man ist versucht, das Ganze für die kühne Erfindung eines wundergläubigen und wundersüchtigen Poeten zu halten, der mit scharfen Kontrasten arbeitet und auf den Effekt zielt. Aber dem ist nicht so; es ist echte, rechte Volkssage: schon 50 Jahre nach dem Ereigniß hatte sie sich so festgesetzt. Damals malte ein Landsmann des Pindar in Athen ein Vasenbild, das dieselbe Sage voraussetzt, nur die Szene den Schranken seiner Kunst entsprechend vereinfacht: da spendet Krösus, allein auf dem Holzstoß sitzend, im Königsgewand, die Lorbeerkrone auf dem Haupt und das Szepter in der Rechten, mit der Linken von dem letzten Trunke Weins, während unten ein Diener das Feuer entzündet. Naiv, aber verständlich genug hat der Künstler den Ausgang der Geschichte durch den Namen des Dieners angedeutet; er heißt Euthymos, „Wohlgemuth".

Man hat vermuthet, die Sage habe an einen wirklichen aber gescheiterten Versuch der Selbstverbrennung angeknüpft, der dem heldenhaften König wohl anstehe. Nach berühmten Mustern habe er sich als Sühnopfer für sein Land und Volk dem Sandon darbringen wollen. In der That war ja das Opfer des Thronerben oder des Königs selbst im Purpur zur Abwendung des Zorns der Gottheit den orientalischen Diensten nicht fremd. König Simri von Israel hatte sich einst mit der Königsburg in Thirza verbrannt, König Ahas und Manasse ließen ihre Söhne durchs Feuer gehen, d. h. opferten sie in Nothzeiten als Brandopfer, und noch im Jahre 606 hatte sich der letzte König von Assur Sarakos in

seinem Palast zu Kalah, als er die Stadt genommen sah, verbrannt. Aber gerade weil von manchem orientalischen Herrscher Aehnliches erzählt wurde, konnte die Sage auch ohne geschichtlichen Anhalt diesen Zug auf ihren Helden übertragen. So hat sie ja auch für den Schluß ein damals viel benutztes Sagenmotiv verwandt: die Entrückung ins Land der Hyperboreer, dieses Zauberland des Apoll im fernen Norden, wo selige Geschlechter, das Lorbeerreis im Haar, beim fröhlichen Festmahl sitzen, frei von Krankheit und Alter, erlöst von Mühsal und Kampf.

Schon Homer hatte sich solch ein seliges Wunschland in den elysischen Gefilden erträumt; denn gar zu trostlos erschien doch das Schattenreich, in dem es nur ein unruhiges, zweckloses Flattern und Schweben für die abgeschiedenen Seelen gab, ein Dasein zwar, aber kein Leben. Aber freilich Homers Elysium war nicht ein Paradies für Fromme und Gerechte, nicht eine Art Walhall für die tapfersten Helden, auch nicht ein Land der Verheißung, in dem sich eine Ausgleichung zwischen Tugend und Glück dem sehnenden Auge zeigte, wie sie das Leben hier nicht kennt. Menelaus soll dorthin entrückt werden, nicht wegen besonders hervorstechender Tugend und glänzender Verdienste, sondern einzig und allein, weil er des Zeus Eidam ist. Aber doch war in dieser aus freier Dichterphantasie erwachsenen Anschauung der Boden gegeben, aus dem der griechische Unsterblichkeitsglaube immer von Neuem wieder Saft und Kraft gewinnen konnte. — Ein Weiterleben ohne Tod in ewiger Seligkeit durch Entrückung in ein besseres Jenseits, das hier als willkürlich ertheiltes Privileg besonders Begnadeter erschien, forderte bald frommer Glaube als gutes Recht für die Helden des Volkes nach einem thatenreichen und verdienstvollen Leben. Wohl konnte nur ein Wunder, ein göttlicher Eingriff in den gesetzlichen Naturverlauf, einzelne Menschen zum ewigen Leben emporheben, aber dieses Wunder ward selbst noch in den lichten Zeiten Pindars erwartet und „im Ton unverfälschten Glaubens“ gefeiert. Nicht nur die Recken der Vorzeit, einen Achill und Amphiaraus hat so die dankbare Sage in ein seliges Wunschland versetzt, sondern auch Gestalten der jüngsten Vergangenheit, wie die Tyrannenmörder Harmodios und Aristogeiton oder den Philosophen Empedokles. Zu allen Zeiten spricht ja die Sage ihre eigene Sprache, sie ist im tiefsten Grunde Dichtung, aber Dichtung einer Zeit, die noch nicht abstrakt zu denken vermag, sondern zum Ausdruck ihrer innersten Gefühle und Gedanken sinnlicher Formen, sinnenfälliger

Gestalten bedarf. Volksmoral und Volksglaube sprechen ihre Grundsätze und Ueberzeugungen in Form einer Geschichte aus, die damit Wirklichkeit wird und Glauben findet. Wie Ixion auf seinem feurigen Rad in der Unterwelt den schlichten Satz predigt: Seid dankbar! und in dem zum Olymp emporgehobenen Herakles sich der hehre Glaube der Dorer verkörpert, daß Menschenwürde nicht der Göttergröße weicht (v. Wilamowitz), so konnte die Geschichte des Krösus in jener Zeit zum Paradigma für den Satz werden: die Götter lohnen den Frommen. — So gilt von der Sage wie von der Poesie das schöne Wort W. Grimms: „sie ist das erste und einfachste und zugleich das großartigste Mittel, welches dem Menschen verliehen wurde, um ein hohes Gefühl, eine höhere Erkenntniß auszudrücken. Sie ist die Schatzkammer, in welche ein Volk seinen geistigen Erwerb niederzulegen und zu sammeln pflegt." Freilich springt die Sage willkürlich und kühn um mit den Daten und Gestalten der Ueberlieferung, freilich meistert in ihr das Dogma die äußere Geschichte, aber gerade dadurch wird sie zu einem unschätzbaren Denkmal der inneren Geschichte, das einen klaren Einblick in das verborgene Getriebe sittlicher und religiöser Ideen in einer Zeit gewährt, in der das Licht der Geschichte sonst nur spärlich leuchtet.

Die Aussaat fruchtbarer Gedanken, die Solon und seine Genossen, überhaupt die führenden Geister des 6. Jahrhunderts begonnen hatten, das lehrt uns die älteste Fassung der Krösussage, hat sich zu Beginn des folgenden Jahrhunderts kräftig entwickelt. — Unter dem mächtigen Einfluß der panhellenischen Festdichter, eines Pindar und Bakchylides, und unter dem erschütternden Eindruck der großen Tragödien des Aeschylus hat sich der alte Götterglaube geläutert. Nicht mehr nach Willkür schalten und walten nun die Göttermächte im hohen Olymp, auch greifen sie nicht mehr rauh und roh in die Menschenschicksale ein, sondern sie handeln nach sittlichen Motiven und führen ein gerechtes Regiment, das ist das Ergebniß der fortgeschrittenen religiösen Entwicklung, ein Ergebniß, dem die tief einschneidenden politischen Ereignisse jener Zeit nur noch festeren Halt geben mußten. In den Stürmen der Perserkriege hatte man ja die erhebende Wirkung des mannhaften Ringens mit den Schicksalsmächten an sich und seinem Gemeinwesen erfahren und die beruhigende Wahrheit erfassen lernen: Die Weltgeschichte ist das Weltgericht. Wie vor einem Jahrhundert bei uns die furchtbare Bedrängniß des gemeinsamen Vaterlandes durch

Napoleons erzgepanzerte Faust nicht nur einen ungemeinen Aufschwung des Nationalgefühls, sondern auch eine ungeahnte Neugeburt des religiös-sittlichen Geistes zeitigte, so tritt uns bei dem selbstbewußten Geschlecht der Marathonskämpfer als bleibende Errungenschaft die Idee eines gerechten, gütigen, allmächtigen und allwissenden Weltregiments entgegen. Pindar und Aeschylus sind die eindrucksvollsten Vertreter dieser Weltanschauung. „Menschen geziemt es wohl von den Göttern Würdiges nur zu denken", so bekämpft jener kraftvoll die alten, unwürdigen Vorstellungen; allenthalben empfindet er ahnungsvoll in den Geschichten der mythischen Vorzeit wie in den Geschicken der Gegenwart die große Harmonie einer göttlichen Weltordnung. „Uebermuth stößt in vermessenen Frevel", „Hoffart kommt zu Fall", „Ueberhebung stürzte Tantalus von Jovis Tisch; Uebermuth gewann ihm schrecklichen Fluch", aber „wer durchaus sein Gemüth hat rein bewahret von Frevel, der wandelt auf dem Pfade des Zeus zur Kronosburg", oder

„Eintagsmensch, was bist du, was bist du nicht?
Schattentraum der Mensch.
Aber fällt von Gott ein freundlicher Strahl auf uns,
Lichter Schimmer umfängt uns dann,
Und leicht wird das Leben",

so klingt es warnend und lockend aus dem Munde des Propheten. Und es ist kein Zufall, daß auch alle Tragödien des Aeschylus schließlich darauf hinauslaufen, die neuen sittlichen Anschauungen in die alten Mythen hineinzutragen und den Glauben an die strafende Gerechtigkeit der Himmlischen und die sittliche Verantwortlichkeit der Menschen zu festigen. Die alten Sagen erzählten wohl von einem Erbfluch, der auf ganzen Geschlechtern lastet und sich unerbittlich an Vater, Sohn und Enkel vollzieht, aber Aeschylus findet bei aller Verkettung der Geschicke stets doch auch eigene Schuld; denn ihm ist alles Leid Strafe. Im Labdacidenhaus walten bei ihm die Himmelsmächte so, wie es Goethe schildert:

„Ihr führt ins Leben ihn hinein,
Ihr laßt den Armen schuldig werden,
Dann überlaßt ihr ihn der Pein,
Denn jede Schuld rächt sich auf Erden."

Oedipus büßt nicht fremde Schuld, er hat auch selbst gefrevelt. Und wenn in der Orestie Apollo, der untrügliche Prophet des Zeus, Orest den grausen Weg des Muttermordes führt, um alte Blutschuld zu sühnen, so nimmt doch auch Göttermacht die Sünde, die

nun einmal begangen werden muß, von ihm und versöhnt die nach dem Blute des Muttermörders gierigen Ungeheuer. Wohl ragen hier und da in die Dramen Reste älterer Anschauung hinein, die der geläuterten sittlichen Auffassung widerstreiten: im Prometheus erscheint allerdings Zeus als ungerechter, harter, auf die neu errungene Macht eifersüchtiger Tyrann. Das ist ja nun einmal alte Ueberlieferung: die neuen Götter haben die alten vergewaltigt. Aber auch hier findet der Dichter den Ausweg, indem er diesen Widerspruch gegen die sittliche Forderung durch die innere Entwicklung aufhebt, welche die Götter durchmachen. Die Zeit brutaler Gewalt ist für sie längst vorüber, sie war nur ein Uebergangsstadium, wie in der Weltenschöpfung aus dem wirren Chaos der schöne Kosmos sich herausarbeitete. Und auch die Ereignisse der unmittelbaren Vergangenheit schaut der fromme Dichter unter demselben Gesichtswinkel, wenn er in den Persern die Niederlage des Großkönigs als selbstverschuldet durch maßlose Ueberhebung und Trotz gegen den Götterwillen schildert und auf die ewigen Gesetze göttlicher Gerechtigkeit weist, ohne deren Beachtung auch das Glück der Hellenen keine Dauer haben könne.

Eine einheitlich abgeschlossene Weltanschauung tritt uns also damals entgegen; in Fleisch und Blut ist wenigstens den geistigen Führern des Volks die Ueberzeugung übergegangen, die Aeschylus einmal in die schönen Worte gefaßt hat:

Wer sonder Zwang gern gerechten Wandel geht,
Bleibt nicht ungesegnet,
Wird nimmer ganz und gar untergehen.
Doch wo der Uebertreter sünd'gen Frevelmuths
In wüstem Taumel jede Schranke bricht,
Wahrlich, einst noch in letzten Aengsten
Streicht er die Segel, wenn die Noth
Faßt die brechende Raae.

Eine Bestätigung dieser freudig geglaubten Wahrheit ist die älteste Krösussage. Aber freilich lief sie den geschichtlichen Thatsachen schnurstracks zuwider, wußte man doch bestimmt, daß Krösus nach seinem Fall auf Erden weiter gelebt habe, und konnte man doch sogar die Städte namhaft machen, die ihm von dem Sieger als Besitz zugewiesen worden waren. In der That hat es keiner der verschiedenen Geschichtsschreiber, welche die Katastrophe in Sardes darstellten, gewagt, jene alte Sagenfassung beizubehalten; aber Sagen, Dichtung und Wahrheit gemischt, haben auch sie berichtet.

Am sonderbarsten berührt das vielleicht bei Ktesias, hatte er doch, nachdem er 415 kriegsgefangen nach Persien gekommen war, 17 Jahre lang am persischen Hofe gelebt. Der Mann — sollte man meinen — der als Leibarzt der Königin Parysatis hohes Ansehen genoß, ja sogar nach der Schlacht bei Kunaxa damit betraut ward, den von Bruderhand verwundeten König Artaxerxes zu heilen, konnte leicht aus dem persischen Königsbuch und mündlichen Berichten volle Klarheit über den Ausgang des Lyderkönigs gewinnen. Und wenn er — sollte man weiter schließen — oft genug hofmeisternd Herodot Lügen und Fabeleien vorwarf, so mußte er sich doch selber um so ängstlicher vor allem Märchenhaften hüten. Aber weit gefehlt: gerade bei ihm häufen sich die Unwahrscheinlichkeiten. Schon wenn der Perserkönig einen ihm als Geißel ausgelieferten Sohn des Krösus vor dessen Augen hinmorden, oder wenn er ihn durch plumpe Kriegslist, indem hölzerne Bilder von Persern an langen Stangen zu den Mauerzinnen emporgehoben werden, die feindliche Hauptstadt erobern läßt, so stimmt das ebensowenig zu dem Bild des edlen Cyrus, das uns sonst in der griechischen Ueberlieferung allenthalben entgegentritt, wie zu dem Bild von dem kühnen, thatenlustigen Koresch der Bibel, dem, wie der große Prophet des Exils jubelt, „Sieg auf den Fersen folgt, daß er Völker vor sich bezwingt und Könige bewältigt, daß sein Schwert sie zu Staub macht und sein Bogen zu verwehender Spreu", „der Fürsten zerstampft wie Lehm und wie ein Töpfer den Thon knetet". Und nun gar die Schicksale des Krösus nach der Einnahme der Burg bei Ktesias! Schutzflehend flüchtet der König in den Apollotempel, aber des Eroberers Grausamkeit achtet auch das Tempelrecht nicht, sondern läßt ihn in Ketten legen, aber dreimal gleiten diese in wunderbarer Weise von ihm ab. Nun wird Krösus in den Palast geschleppt und stärker gefesselt, aber wieder fallen die Ketten, diesmal unter Donner und Blitz zur Erde, so daß Cyrus endlich dem Götterwillen weicht, den Gegner freiläßt und ihm Milde erweist. — Also auch hier muß, so zu sagen, ein deus ex machina eingreifen wie bei Bakchylides, um den Frommen, der unverdient in Noth und Schmach gerathen ist, zu retten und die göttliche Gerechtigkeit über alle Zweifel zu erheben. Der Geschichtschreiber steht noch ganz auf dem naiv-gläubigen Standpunkt der Dichter, nach dem frommer Sinn schließlich doch seinen Lohn finden muß wie der Frevelmuth seine Strafe.

Die gewöhnliche Anschauung war das in jener Zeit schon nicht

mehr. Die philosophische Forschung, „entstanden in der Zurückgezogenheit einsamer Denker, gepflegt in dem geschlossenen Heiligthum enger Schulverbände“ (Windelband), ist ja inzwischen allmählich zu einer Macht im griechischen Volksleben geworden. Kühn, wie sie einst in ihren Anfängen mit einem viel- oder nichtssagenden Wort — wie man es nehmen will — das große Welträthsel zu lösen, das Geheimniß der Schöpfung zu fassen sich unterfangen hatte, proklamirt sie nun den Menschen zum Maß aller Dinge, lockert sie die Wurzeln, mit denen bisher der Einzelne fest und innig mit dem allgemeinen Bewußtsein verwachsen war und löst sie den zur Freiheit erwachten, auf eigene Füße gestellten Menschen vom Bann der Ueberlieferung und den Banden der äußeren Bräuche und Satzungen. Mit den Ammenmärchen wandern auch werthvolle Errungenschaften in die Rumpelkammer, Errungenschaften, die den früheren Geschlechtern einen sittlichen Halt gewährt und einen kräftigen Antrieb geboten hatten, auf der steilen Bahn zum Wahren, Guten und Schönen. Und wenn auch die edelsten Geister sich nicht fortreißen lassen von dem allgemeinen Strom, der viele zu skeptischem Zweifel an Allem, manche zu kühner Gottesleugnung treibt, so können doch auch sie sich der tiefgehenden Bewegung der Aufklärung nicht entziehen; auch sie müssen, mächtig erschüttert in ihrem Glaubensleben, die Frage stellen: „Was ist Wahrheit?“ und etwas von dem ätzenden Scheidewasser der Kritik sickert auch in ihr Bewußtsein. Und dies Scheidewasser zersetzt gar bald jene alte Weltanschauung, die in allen Lebensfügungen bewußte Führungen gerechter Götter erblickt hatte. Der Wirklichkeitssinn des einzelnen Individuums läßt sich durch allgemeine Sätze und Gesetze nicht mehr fesseln. Unbekümmert um liebgewordene Vorurtheile und unbeirrt durch weit verbreitete Meinungen, will man die Dinge sehen, wie sie sind, und sollte man darüber auch zu der pessimistischen Anschauung geführt werden, daß im Grunde doch der Mensch nur ein Spielball sei in den Händen der Götter und deshalb der Tod besser als das Leben. Diese trübe Resignation, die uns zunächst wohl wenig zu dem lebensfrischen, genußfrohen Hellenenthum zu stimmen scheint, taucht schon früher z. B. bei Bakchylides auf, wenn er den größten Helden, den je die Erde getragen, den eigene Thatkraft zum Himmel geleitet hat, wenn er Herakles mit feuchtem Auge sprechen läßt:

„Ja, niemals geboren zu werden, das Sonnenlicht
Nie zu schauen ist der Sterblichen höchstes Glück.“

Und aus dieser Weltanschauung heraus hat Sophokles seinen König Oedipus gedichtet, diese erschütternde „Tragödie von der Nichtigkeit des Menschenglücks“ (v. Wilamowitz). Der Chor spricht es hier als der Weisheit letzten Schluß aus:

„Gleich dem Nichts
acht ich der sterblichen Menschen Geschlechter,
denn wem ward
mehr von Glück als des Wahnes Rausch
und vom Wahn die Ernüchterung?“,

und sein Held, der mit den ausgegrabenen Augensternen wie ein Ankläger gegen ein ungerechtes Schicksal vor uns steht, predigt zum Schluß eindringlich und für Jeden verständlich:

„Schaut mich an, in welchen Abgrund schwersten Jammers ich gerieth!
Selig also preiset niemals eines Sterblichen Geschick,
der noch nach dem letzten Tage bang erwartend vorwärts blickt,
eh' er nicht das Ziel erreicht hat, unberührt vom Ungemach.“

Das ist dem Gedanken, ja fast dem Wortlaut nach dieselbe Predigt, die bei Herodot uns allen bekannt Krösus auf dem flammenden Scheiterhaufen hält. Die beiden Männer, Sophokles und Herodot, gehören ja überhaupt aufs Engste zusammen, nicht nur als Zeitgenossen und Angehörige des herrlichen Kreises, dessen strahlenden Mittelpunkt Perikles bildet, sondern auch als eng verbundene Gesinnungsgenossen. Nur scheinbar verschieden, indem der eine in seinem Kindergemüth die Kunde von vielen Völkern und Ländern trägt, der andere den gereifteren und durchdringenderen Verstand dem Zunächstliegenden, dem inneren Getriebe der Kräfte und Leidenschaften in jeder Menschenbrust zuwendet, treffen sie sich in ihrer gesammten Denk- und Sinnesweise, ebenso in ihrer Begeisterung für die hohe politische Mission Athens wie vor Allem in ihrer Ansicht von der Gottheit und deren Verhältniß zum Menschen. Gerade die Krösussage bei Herodot spiegelt diese Ansicht vollkommen wieder; dabei ist die Erzählung selbst in ihrer anschaulichen Breite und liebenswürdigen Naivität ein wahres Meisterstück, das man am liebsten ungekürzt geben möchte. Doch hier müssen einige Andeutungen genügen.

Einst ist Solon, so berichtet Herodot, bei Krösus gewesen und hat, ungeblendet durch allen Glanz und alle Macht ringsum, ihn nicht selig preisen mögen, sondern warnend den eitlen, sicheren König auf den unerforschlichen Sinn der eifersüchtigen Gottheit hingewiesen: kein Mensch sei glücklich zu nennen, ehe er ein würdiges

Leben auch schön geendet habe. Bald folgt ein erster erschütternder Schlag, als poche ein grausiges Schicksal an das Thor des Palastes. Der König hütet seinen Lieblingssohn Atys mit ängstlicher Sorgfalt, hat ihm doch ein Traum verkündet, dieser Sohn werde durch einen Speerwurf umkommen. Endlich erwirkt der edle Jüngling, der sich mit Trauer von allen ritterlichen Uebungen ausgeschlossen sieht, vom Vater die Erlaubniß, einen Jagdzug mitzumachen. Aber als Beschützer wird ihm Adrast mitgegeben, ein Verbannter, der dem Krösus das Leben verdankt und ihm treu ergeben ist. Doch

„noch Niemand entfloh dem verhängten Geschick.
Und wer sich vermißt, es klüglich zu wenden,
der muß es selber erbauend vollenden."

Das erfüllt sich auch hier: ein tückischer Zufall läßt den Adrast seinen Schützling durch einen Speerwurf tödten.

So bereitet sich dräuend die Katastrophe des Königs selbst vor; aber er merkt es nicht. Als im Osten sich immer bedrohlicher ein mächtiges Ungewitter zusammenballt, fragt er wohl den Gott in Delphi, ob es gerathen sei, den Kampf mit Kyrus zu unternehmen, aber nicht, um sich rathen zu lassen, sondern um eine Bestätigung seiner Pläne zu erreichen: so hört er aus dem dunklen Wort, daß er, den Halys überschreitend, ein großes Reich zerstören werde, trotz verständiger Mahnungen aus seiner Umgebung nur die Aufforderung zum Krieg heraus. Und gar der zweite Spruch:

„Wird ein Maulthier dereinst als König beherrschen die Meder,
dann, zartfüßiger Lyder, entfleuch zum steinigen Hermos!"

macht ihn vollends sicher. Um so jäher ist sein Sturz. Aber als nun der König auf dem Scheiterhaufen steht, auf dem ihn der übermüthige Sieger mit zweimal sieben lydischen Jünglingen verbrennen will, als schon das Feuer emporloht, da gedenkt er des Solon und seiner Warnung und ruft dreimal den Namen des Weisen. Erstaunt fragt Kyrus nach dem Grund, und vom Holzstoß herab verkündet Krösus auf wiederholtes Drängen die beherzigenswerthen Mahnungen an die Unbeständigkeit alles irdischen Glücks. Erschüttert befiehlt Kyrus alsbald, den Scheiterhaufen zu löschen; aber umsonst ist alles Bemühen seiner Perser. Erst als Krösus selbst unter Thränen und Berufung auf seine reichen Weihegaben in heißem Gebet Apollons Hilfe herbeifleht, ziehen sich plötzlich bei heiterem Himmel und Windstille Wetterwolken zusammen, und der mächtig herabströmende Regen löscht das Feuer.

Dem durch ein Wunder Geretteten läßt Kyrus die Ketten abnehmen. Und diese Ketten, heißt es weiter, sandte Krösus wie zum Hohn nach Delphi und ließ sie auf der Schwelle des Tempels niederlegen. Aber die Pythia entließ die Boten mit der Antwort: dem bestimmten Schicksal könne auch kein Gott entfliehen, Krösus sühne alte Blutschuld, die seit Gyges auf seinem Hause laste. Einen Aufschub von drei Jahren, nicht völlige Abwendung des bestimmten Looses hätte Apollo für seinen Schützling von den Moiren, des Schicksals Herrinnen, erlangen können, aber sichtbarlich habe er ihm auf dem Scheiterhaufen Hilfe gebracht. Und untrüglich seien seine Orakel, ein großes Reich sei ja wirklich zerstört, und der Maulesel, vor dem er gewarnt, sei niemand anders als Kyrus, der Sohn eines Persers und einer Mederin, eines Unterworfenen und einer Herrin. Krösus aber, so schließt die Erzählung, sah nun ein, daß die Schuld nicht die des Gottes, sondern seine eigene sei.

„Meine schweren Schicksale sind mir zur Lehre geworden", so sagt später einmal Krösus selbst bei Herodot, darauf läuft schließlich Alles hinaus bei dieser Geschichte, es ist dieselbe Lehre, wie sie auch Sophokles in seinem König Oedipus giebt: „Mensch, erkenne dich als das, was du bist, erkenne deine Ohnmacht und die Nichtigkeit deines Glückes." Ob Gottes Wege nach menschlicher Einsicht gerecht sind oder nicht, es sind eben Gottes Wege. Wie willst du, schwaches Menschenkind, die Gottheit meistern? Du mußt dich bescheiden in duldender Demuth, in weiser Mäßigung. Etwas Großes, ja etwas Tröstliches ist es doch, wenn Apollons Wahrhaftigkeit schließlich den Sieg behält, mag Menschenglück auch darüber zu Scheiter gehen. „Und zu der Schwäche des Menschen ist die Macht der Götter, zu seiner Hilfsbedürftigkeit ihre Gnade das Komplement." (v. Wilamowitz.) So findet auch bei dieser Weltanschauung echte Frömmigkeit Boden, in dem sie Wurzeln schlagen kann.

Aber freilich eine Menge einzelner Züge haben in der Krösussage des Herodot geschickt gruppirt werden müssen, um diese einheitliche Wirkung zu erreichen; erst bei genauerem Zusehen entdeckt man, wie das schöne Gemälde eigentlich ein buntes Mosaikbild ist; da sind zunächst zwei Stücke aus der Ursage: das Bild von dem König auf dem Scheiterhaufen und das plötzlich rettende Gewitter. Jenes erschütternde Bild haftete offenbar so fest im Bewußtsein des griechischen Volkes, daß es unmöglich verwischt werden konnte. Aber wie wundersam nimmt es sich jetzt aus, nachdem die ganze Grundlage verschoben ist? Wozu soll der milde Kyrus den ge-

stürzten König dem Tode weihen? Und nun gar dem Tode durch Feuer, obwohl doch die Perser eine solche Befleckung des heiligen Feuers als Sünde ansahen? Und wie unmöglich ist diese Szene: die lange Verhandlungen zwischen den Königen mit Hilfe eines Dolmetschers, während gierig die Flamme ihr Opfer umzüngelt? Und dazu ist durch eine sonderbare Kreuzung lydischer und griechischer Mythen die schöne Novelle von Atys und Adrast hinzugetreten: die lydische Sage erzählte von Atys, dem Sohn des Gottes Manes, dem Stammvater ihres ältesten Herrschergeschlechts, er habe auf der Jagd durch einen Eber den Tod gefunden, und die Griechen kannten eine Göttin des unentrinnbaren Verhängnisses, die Adrasteia. Diese Elemente vereint der Mythus in jener Erzählung und schafft so eine Variante zu dem weitverbreiteten Märchen, daß der, welcher seinem Schicksal entgehen will, es erst recht heraufbeschwört. Und schließlich hat die Sage der geschichtlichen Möglichkeit zum Trotz Solon und Krösus zusammengeführt und damit eine Kontrastwirkung von besonderem Eindruck erzielt. Ich sage absichtlich die Sage, denn „der Poet, der diese Züge so wirksam gruppirt hat, ist ein größerer als Herodot — nämlich das griechische Volk."

Es muß für die Griechen einen ganz eigenartigen Reiz gehabt haben, Vertreter verschiedener Kulturstufen und entgegengesetzter Anschauungen in künstlich ersonnenen Situationen zusammenstoßen zu lassen; seit den Tagen der alten Sophistik bis in die christliche Zeit hinein hat man immer wieder diesem Reiz nachgegeben — ob man Alexander den Großen und die Brahmanen oder Solon und Krösus zusammenführte, das Eine gewann man jedenfalls, man erreichte scharf kontrastirende Porträts. Und in der Krösussage bedeutete diese Gegenüberstellung zugleich einen ethischen Gewinn, einen glänzenden Sieg hellenischer, attischer Weltanschauung über Barbarenthum, denn ein Barbar bleibt Krösus trotz allen Prunkes und aller Opfer, seine Frömmigkeit beruht ja auf einer sehr primitiven Gottesanschauung und stellt eine Art do-ut-des-Politik dar, und sein Glück macht ihn zum verblendeten Thoren und eitlen Prahler. Wie klar hebt sich von seinem Bild die geläuterte, ruhige Weisheit und fromme Gelassenheit eines Solon ab — hier eitles Flittergold, dort edler Marmor! Und diesen Solon macht die Sage zum Träger der abgeklärten Weltanschauung, die das Perikleische Athen beherrschte, und die in Herodot und Sophokles uns am lichtesten entgegenstrahlt.

Diese Weltanschauung, die durch des Krösus Geschick in der neuen Sagenform aufs Sicherste erhärtet wurde, findet kein Gleichgewicht mehr zwischen Thun und Leiden in der Wirklichkeit, sie verschleiert nicht mehr die Härte und Grausamkeit des Lebens, aber sie wirft deshalb auch nicht den Glauben an eine höhere Macht und ein göttliches Walten als überflüssigen Ballast über Bord und ermattet nicht in dem sich immer erneuernden Kampf des Lebens, sondern sie trachtet mit festem, kühnem Blick die Wirklichkeit zu erfassen. Auch die Krösussage bei Herodot predigt nicht einen „lebensmüden Pessimismus, der sich vom Leben zurückzieht oder gar es überdrüssig und verzweifelt von sich wirft", sondern gerade im Gegentheil ist diese Weltanschauung „der Ausdruck einer gesunden Kraft, die das Leben in vollen Zügen genießen möchte, aber sich überall durch die Schranken des menschlichen Daseins beengt und gehemmt sieht". Und ebenso weit liegt diese Weltanschauung ab von einem flachen Rationalismus, der alles Eingreifen göttlicher Mächte in das irdische Dasein ausschließt, oder von sophistischer Aufklärung, die zu Zweifel oder Leugnung der Götter führt. Herodot glaubt an seine Götter, wie er an seine Orakel glaubte. Er steht durchaus auf dem Standpunkt des frommen Sophokles: die Götter sind die allmächtigen Herren, sie heben und stürzen, wen sie wollen. Alle Räthsel, die unbegreifliche Menschengeschicke stellen, löst Herodot mit einem schlichten Wort χρήν: es war so bestimmt. Darauf kommt es allein an, daß der Götter Wille auf Erden sich vollzieht, daß ihre Verheißungen sich untrüglich erfüllen, daß ihre Weisheit triumphirt. Wenn Götterspruch sich als taubes Wort erwiese, dann stürzten die Rechte der Götter. Darum würde Herodot in den Chorgesang des König Oedipus einstimmen:

„Ja, Zeus, allmächtig heißt man dich,
schau her, bewähr' allmächtig dich und ewig."

Das einzelne Menschenglück hat dem gegenüber keinen Werth. Wohl mag uns Angesichts unschuldigen Leidens und zerscheiterter Hoffnungen der Menschheit ganzer Jammer anpacken, wohl mögen wir sterblichen Gemächte vor der Göttermacht in ein Nichts versinken, doch ermattet deshalb in dem frommen Gemüth Glauben und Hoffnung nicht. Wer „nimmer in dem Streben wankt, frommer Reinheit sich in Wort und Werken hinzugeben, das Gesetz erfüllend, das in heil'gen Aethers Regionen ewiglich einhergeht", der darf

auf höhere Hilfe hoffen. In getroster Zuversicht singt trotz Allem der Chor des Sophokles:

„Aber wo das Heil des Vaterlandes
Ziel dem Streben ist, bet' ich zu Gotte,
nimmer hemm er's:
Gott ist unser Hort, nie sein vergeß' ich",

und so richtet auch Krösus auf dem Scheiterhaufen sein sehnendes Auge empor zu der göttlichen Hilfe.

Man ist versucht, an Augustin zu denken, bei dem eine düstere Prädestinationslehre Hand in Hand geht mit freudiger, feuriger Glaubenskraft, und einen „höchst bedeutsamen Fortschritt" (E. Meyer) bedeutet diese echt attische Weltanschauung, der wir die jüngere Fassung der Krösussage verdanken, doch über den Rationalismus und über Aeschylus und Pindar hinaus. Von dem willkürlich nach vernunftmäßigen oder sittlichen Forderungen gestalteten Weltbild hat man sich, wenn auch vielleicht wehmüthigen Herzens, losgerissen; an seine Stelle ist die Erfahrung, die Welt der Thatsachen getreten, die man sich weder im harten Streit mit den wackeren Vorkämpfern des alten Glaubens noch durch den Hohn der modernen Aufklärung rauben läßt, die immer siegesgewisser auftritt und mit dem Glauben auch die Moral zu untergraben droht.

Freilich, was ein Herodot naiv als Erfahrungsthatsachen ansah, erkannte eine fortschreitende Entwicklung vielfach bald als üppiges Gerank von Dichtung und Wahrheit. Auch seine in harmlosem Glauben erzählte Krösusgeschichte ward damit zur Sage; aber sie fesselte doch auch die späteren Geschlechter so durch ihre ästhetische Schönheit und ihren ethischen Gehalt, die Geschlossenheit der Anlage und Klarheit der in ihr verkörperten Idee, daß eine wesentliche Umgestaltung nicht versucht worden ist. Mit einem Wort soll wenigstens auf den Bericht des Nikolaos von Damaskus hingewiesen werden, der, ein Freund Herodes des Großen, kurz vor Beginn unserer Zeitrechnung schrieb. Er kennt das Gebot der Religion Zoroasters, das Feuer nicht zu entweihen; er ist auch naturwissenschaftlich soweit gebildet, daß ihm Regen bei heiterem Wetter unmöglich deucht, so muß Kyrus gegen die Verbrennung sich sträuben und nur widerwillig dem Verlangen der Seinen weichen, so muß der Tag von vornherein trübe sein, ja Thales von Milet als unfehlbarer Wetterprophet erscheinen, um den Regensturm vorher zu verkünden. Genug, Nikolaos verwässert nach den bewährten Rezepten des Rationalismus die alte Sage. Aber er muß natürlich

auch Herodot übertrumpfen, drum führt er äußerlich wirkungsvoll, aber ganz unwirksam für den inneren Verlauf die ephesische Sibylle Herophile ein. Als der Holzstoß schon flammt, steht sie zum Schrecken der Perser auf einer nahen Höhe, schilt ihr frevelndes Unterfangen mit warnenden Worten und droht ihnen bei Ungehorsam schmähliches Verderben. Das einzige, was ihr Auftreten bewirkt, ist, daß in Zukunft die Vorschrift Zoroasters in Bezug auf das heilige Feuer genauer beobachtet wird. Mit Krösus' Schicksal hat das nichts zu thun; aber immerhin ist dieser fremde Flicken bezeichnend, er rührt wohl aus alter ephesischer Tempellegende und zeigt, daß neben dem teleologischen Bedürfniß des Volkes, das Ausgleich zwischen Schuld und Schicksal heischt, und neben der philosophischen Betrachtungsweise, die sich ruhig mit den Thatsachen der Wirklichkeit abfindet, noch ein drittes Element in der hellenischen Religionsgeschichte wichtig gewesen ist, das mystisch-ekstatische, in dem sich der über die Schranken des öffentlichen Kultus hinausstrebende religiöse Drang ähnlich verkörpert wie in dem Prophetismus des alten Bundes. Gerade in jener öden, entgötterten Zeit des Nikolaos schaute man gern in das Dunkel jener gährenden Werdezeit zurück, aus dem sich schattenhaft, geisterhaft die Gestalten der gottbegeisterten Seherinnen abhoben, die ohne äußeren Beruf im Vollbewußtsein unmittelbarer göttlicher Eingebung aufgetreten waren, „Schattenbilder einer einst sehr lebendigen Wirklichkeit, Erinnerungen an sehr auffallende und eben darum nie ganz dem Gedächtniß entschwundene Erscheinungen des Religionslebens der Griechen" (E. Rohde).

Wir wissen, wie sehr diese Sibyllen auch in christlicher Zeit die Phantasie beschäftigt haben, wie man in ihnen Verkünderinnen einer reineren Gottesanschauung, Bahnbrecherinnen des Christenthums in der Heidenwelt verehrte: in der Sixtina hat Michelangelos Meisterhand sie an die Decke gezaubert, in deutschen Klöstern frommer Sinn sie in mühseliger Sorgfalt auf Decken gestickt als Gegenbilder zu den Propheten. Wie Paulus auf dem Areopag den Athenern bezeugte, daß sie gar sehr die Götter fürchteten, so wollte das mittelalterliche Christenthum mit dieser Nebeneinanderstellung andeuten, daß auch in den edelsten Völkern des Heidenthums ein Zug nach oben, ein Drang zu Gott, ein Sehnen nach Heil geschlummert habe. Und wir Kinder einer neuen Zeit, dürfen wir nicht diesen schönen Allegorien einen gewissen Werth lassen?

Um dieselbe Zeit, wo die Krösussage entsteht und brennende religiöse Fragen zu lösen unternimmt, behandelt „der tiefste und

kühnste Denker des hebräischen Volks" im Hiob dasselbe Problem. Für einen Augenblick scheint wirklich die religiöse Entwicklung bei beiden Völkern an demselben Punkt angekommen zu sein. Dann freilich trennen sich die Bahnen, aber, hat man gesagt, „gemeinsam bleibt beiden Entwicklungen, daß dieser Standpunkt, der die rückhaltlos anerkannten Thatsachen mit tiefer und wahrer Frömmigkeit zu vereinigen sucht, sich nicht behaupten kann" (E. Meyer). Hier wie dort fällt die Masse nur zu schnell in den äußerlichen Vergeltungsglauben zurück, und die Gebildeten suchen andere Lösungen. In Israel verkündet der Prediger Salomonis in ausgesprochenem Skeptizismus: Alles ist eitel! und in furchtbaren Nothzeiten ringt man sich zu dem Unsterblichkeitsglauben durch, als der einzigen Lösung des Welt- und Schicksalsräthsels. Und auf griechischem Boden zersetzt eine materialistisch-atheistische Aufklärung das starke Gefüge des alten Glaubens; aber im attischen Geiste ruht die Kraft auch diese trostlose Philosophie der Verneinung zu überwinden und in der sokratischen Schule positive Schöpfungen hervorgehen zu lassen, geeignet, die Religion zu läutern, die Sittlichkeit zu festigen, überhaupt das Höchste zu erreichen, was der Menschengeist ohne das Licht göttlicher Offenbarung erreichen konnte. „Das ist die unvergleichliche Leistung Athens, die ihm seine einzigartige Stellung sichert in aller Menschengeschichte".

Geographie. Dr. Paul Rohrbach, Berlin: Wagner, Lehrbuch der Geographie. — Wegener Deutschland im Stillen Ozean.

Politische Korrespondenz.

* Aus Oesterreich.

D.: Die sozialdemokratische Gefahr. Reform des Reichstagswahlrechts. Reform des Landtagswahlrechts. Klassenjustiz. Papstwahl.

O. P.: Nationalliberale Jugend. Eine Zuschrift.

Inhalt des Septemberheftes 1903 (46. Jahrgang, 3. Quartal, 3. Heft) der „Preußischen Jahrbücher“:

Dr. Max Schneidewin, Professor in Hameln: Der Papst und die Religion

Dr. A. Goedeckemeyer, Göttingen: Die Staatslehre des Thomas von Aquino.

Dr. M. Hölzel, Stuttgart: Ueber Friedrich List.

Dr. Robert v. Lendenfeld, Professor der Zoologie an der deutschen Universität Prag: Ueber die Bewegungsorgane der Thiere.

Dr. A. Rebe, Gymnasial-Direktor in Lüneburg: Die Krösussage.

Freiherr L. von Stetten-Buchenbach, Oberst z. D., Schloß Stetten bei Künzelsau (Württemberg): Vom Ende der Reichsritterschaft.

Notizen und Besprechungen.

Philosophie. Dr. Ferdinand Jakob Schmidt, Berlin: Paul Natorp, Platos Ideenlehre. Eine Einführung in den Idealismus.

Literatur. Franz Sandvoß (Xanthippus), Weimar: Zur Goethewissenschaft.

Staatswissenschaften. H. Schacht: Professor Dr. Haus Meyer, Die Eisenbahnen im tropischen Afrika. — Untersuchungen über die Lage der Angestellten und Arbeiter in den Verkehrsgewerben — Jüdische Statistik.

Man abonnirt vierteljährlich für 6 Mark bei der Verlagshandlung Georg Stilke in Berlin NW., Dorotheenstraße 72/74, allen Buchhandlungen und Postämtern auf die „Preußischen Jahrbücher“. — Einzelne Hefte sind für 2 Mark 50 Pf. durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Einladung zum Abonnement

auf:

Preußische Jahrbücher

herausgegeben

von

Hans Delbrück.

Monatlich ein Heft von 12—14 Bogen Groß-Oktav eleg. broschirt und geheftet.

Preis vierteljährlich M. 6.—. Einzelheft M. 2.50

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Seit ihrer Begründung im Jahre 1857 haben die „Preußischen Jahrbücher" immer von Neuem mit entscheidenden Kundgebungen in das öffentliche Leben Deutschlands eingegriffen und in den Kreisen ihrer Mitarbeiter die hervorragendsten Namen der deutschen Gelehrtenwelt vereinigt. Sie stehen an der Stelle, wo die Erscheinungen der strengen Wissenschaft in die allgemeine Bildung übergehen. Ihre Aufsätze machen ebensowohl den Anspruch, Beiträge für die Wissenschaft selbst zu sein, wie auch Essays, die jeder ernsthaft strebende Laie verstehen und sich zu eigen machen kann. Sie suchen den Kreis aller Wissenschaften zu umfassen und eine

„Central-Zeitschrift des geistigen Lebens in Deutschland"

darzustellen.

Auch die politischen Ereignisse werden in derselben Art, freimüthig nach oben und unten, unabhängig von allen Partei-Rücksichten behandelt. Wer sich unabhängig von den Tagesströmungen und Partei-Vorurtheilen eine eigene Meinung bilden, wer mit den vorwaltenden und fortschreitenden Ideen der Wissenschaft Fühlung halten und selbst mit fortschreiten will, findet Führung und reiches Material in den „Preußischen Jahrbüchern".

Berlin NW., 7.
Dorotheenstraße 72/74.

Georg Stilke,
Verlagsbuchhandlung.

Druck: Buchdruckerei der Aktiengesellschaft Nationalzeitung Berlin N.

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
292N27K C001
DIE KROSUSSAGE BER
3 0112 023588921